



DAS

# Raunen

DER BERGE

i m .  
p r e  
s s

MIRA VALENTIN  
KATHRIN WANDRES

**Mira Valentin, Kathrin Wandres**

**Das Raunen der Berge (Die Keloria-Saga 2)**

**\*\*Die Bestimmung der Farben\*\***

Eigentlich dachte Jessi, sie hätte Keloria für immer hinter sich gelassen. Doch als sie erfährt, dass jegliche Rottöne und somit die Liebe aus der einst prächtigen Farbenwelt verschwunden sind, fühlt sie sich dafür verantwortlich, die Emotionen zurückzuholen. Trotz lauender Gefahr und einstigen Widersachern, mit denen sie ein Wiedersehen eigentlich gern vermeiden möchte, macht sie sich ein zweites Mal auf nach Keloria, um die Farbbewahrerin Magenta zu retten. Dort angekommen lernt sie nicht nur eine neue unsichtbare Freundin kennen, sondern trifft auch den geheimnisvollen Torwächter Ciaran wieder, dessen düstere Aura und türkisfarbene Augen sie einst so verzaubert haben ...

# Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



Danksagung



Das könnte dir auch gefallen



© privat

**Mira Valentin** arbeitet hauptberuflich als Journalistin für Jugend-Frauen- und Pferdezeitschriften. Hoch zu Ross, mit Laufschuhen oder Fahrrad streift sie regelmäßig durch die ausgedehnten Wälder des Hessischen Hinterlands. Hier, zwischen mystischen Quellen und imposanten Steinbrüchen, kam ihr die Idee für »Das Geheimnis der Talente«. Seither sieht sie ständig Dschinn in den Baumkronen sitzen und kann kein Dorffest mehr feiern ohne sich zu fragen, welches arme Opfer heute wohl ausgesaugt wird.



© Tina Laser Fotografie

**Kathrin Wandres**, geboren 1981, machte 2001 ihr Abitur in Tübingen und studierte bis 2003 in Stuttgart an der Fachhochschule für Technik Mathematik und Informatik. Von 2004 bis 2006 besuchte sie das Theologische Seminar Beröa, nahe Frankfurt. Mit ihrem Mann und ihren drei Kindern lebt sie in Göppingen. Seit ihrer Kindheit liebt sie es, sich fremde Welten zu erdenken und in ihnen zu versinken.

# LINDGRÜN WIE EINE LEISE HOFFNUNG



## JESSI

Als Erstes spüre ich die Kälte. Sie überkommt mich, kaum dass ich meine Füße über die Schwelle von Kelorias Pforte gesetzt habe. Wie eine letzte unsichtbare Warnung umfängt sie mich, hüllt mich in ihren eisigen Mantel, der mir einen Schauer über den Rücken jagt. *Bleib da, wo du hingehörst!*, flüstert sie mir ins Ohr. *Bleib in deiner eigenen Welt, denn Keloria wird jetzt von Mächten beherrscht, denen du nicht gewachsen bist!*

Noch könnte ich zurück. Ein Blick über meine Schulter zeigt mir den Wald meiner Heimat – düster wie eh und je, aber warm von der Sommersonne und voller Vogelstimmen und dem geheimnisvollen Flüstern des Waldes. Sehe ich jedoch nach vorn, hinein nach Keloria, tut sich eine graue Ödnis vor mir auf. Alles, was noch vor wenigen Tagen bunt und leuchtend war, verblasst hinter einer dichten Wand aus schmutzigem Nebel, der mit jedem Atemzug tiefer in meine Lungen kriecht. Ein Hustenreiz überkommt mich, doch es bringt keine Erleichterung, ihm nachzugeben.

»Du hast also tatsächlich beschlossen, zurückzukommen«, ertönt eine Stimme zu meiner Linken. Ich bin nicht überrascht, denn ich habe die Silhouette des Hüters schon von der Menschenwelt aus gesehen. Wobei

ich allerdings nicht mit einer weiblichen Stimme gerechnet habe. Eine Hüterin also. Entschlossen wende ich mich in die Richtung, aus der die Stimme gekommen ist.

»Was hat Ciaran dir gesagt?«

Durch den Nebel hindurch erkenne ich sie nun etwas besser. Sie hat ein attraktives, kantiges Gesicht, das gut zu ihren kurzen Haaren, der athletischen Figur und der Rüstung der kelorianischen Armee passt, die sie trägt. Ich schätze, sie ist nicht viel älter als ich selbst. Offenbar hat Prinzessin Mentha sie hier zurückgelassen, um die Pforte vor unbefugten Eindringlingen aus der Menschenwelt zu schützen – besonders vor mir.

»Ciaran sagte, dass du keine ausgebildete Kämpferin bist und es deshalb leicht sein würde, dich aufzuhalten«, antwortet sie. Während sie spricht, kommt sie langsam näher. Dabei nestelt ihre rechte Hand an ihrem Gürtel herum. Erst befürchte ich schon, sie wird ihr Schwert ziehen, doch dann erkenne ich, dass sie nur eine Peitsche hervorholt, ähnlich wie die, mit der Mentha bei unserem Kampf an den Regenbogenseen einen Rimrock zu Fall gebracht hat.

»Das wird mich nicht von meinem Plan abbringen!«, behaupte ich so selbstbewusst wie möglich. »Wenn du mich rauswirfst, komme ich bei der nächsten Dämmerung wieder. Irgendwann werde ich eine Möglichkeit finden, nach ...«

Ich verstumme mitten im Satz, denn nun ist es so weit: Zaghafter, als ich es bisher erlebt habe, rauscht der Strom der Gefühlsfarben heran. Die Gelbtöne von Yellow streichen als laue Brise über meine nackten Unterarme. Ein Anflug von Wärme, der mich an Sonnenuntergänge und Lagerfeuer erinnert, gefolgt von hoffnungsvollem Grün und tiefem

Königsblau. Schwarze und graue Schwaden werden von der schönsten aller Farben durchbrochen, die mein Herz zum Pochen bringt: Cyan.

Erst jetzt bemerke ich, dass die Hüterin fast dieselbe Farbe hat wie der Junge, dessen bloße Anwesenheit einst purpurfarbene Schatten über meine Haut getrieben hat. Es muss in einem anderen Zeitalter gewesen sein – als es in unseren Welten noch Liebe gab. Als Ciarans Augen noch gestrahlt haben, wenn er mich ansah, und seine Aura von einem roséfarbenen Schleier überzogen war. Wehmut überkommt mich bei dem Gedanken daran. Jetzt ist alles so anders, so viel kälter. Keloria und die Menschenwelt werden nur noch von Vernunft beherrscht, von Ehrgeiz und Neid. Ich zwingen mich dazu, nicht weiter darüber nachzudenken, sondern mich der Situation zu stellen, der ich gerade ausgesetzt bin.

»Wie ist dein Name?«, frage ich die Hüterin.

Sie antwortet mir nicht. Stattdessen rollt sie mit unbewegtem Gesicht ihre Peitsche aus und kommt noch näher. Ich weiche ihr aus, indem ich ein paar Schritte weiter nach Keloria hinein mache. Die letzten sandfarbenen und moosgrünen Böen kitzeln mich an meinem Ohr, dann ist der Farbstrom auch schon versiegt und die Kälte greift mit klammen Fingern nach mir.

»Lass mich raten ...«

Mit jedem Schritt, den ich weitergehe, wird der Gesichtsausdruck der Soldatin entschlossener. Geschickt lässt sie die Peitsche über ihrem Kopf kreisen.

Ich pokere. »Cyana? Aquamarina? Oder einfach ... Blue?«

»Nichts von alldem!«, zischt sie. »Siehst du denn nicht, dass es kein reines Cyan ist?«

Einen Augenblick lang glaube ich, sie aus dem Konzept gebracht zu haben, denn sie presst wütend die Lippen aufeinander und ihre Augenbrauen mutieren zu einem durchgehenden Strich. Ich nutze ihre kurze Unaufmerksamkeit und sprinte los, den Weg entlang zum Wald, wo ich damals mit Ciaran zusammen vor dem Aufpasser Bela weggerannt bin. Aber ich komme nicht weiter als ein paar Schritte, da züngelt bereits die gierige Spitze der Peitsche um mein linkes Bein, beißt schmerzhaft zu und bringt mich zu Fall. Ich schlage der Länge nach hin. Es wäre auch zu schön gewesen, einfach so zu entkommen! Aber mir bleibt immer noch eine Chance. Ich muss nur lange genug hier ausharren. Reden und diskutieren, bis die Pforte schließt. Dann kann sie mich nicht mehr in meine Welt zurückschicken – das ist mein Plan!

Hastig werfe ich einen Blick zu dem geöffneten Tor. Es steht immer noch sperrangelweit offen. Über mir taucht das wütende Gesicht der Hüterin auf.

»Als ob ich dich einfach davonlaufen ließe!«, knurrt sie mich an.

Mit einem gekonnten Ruck befreit sie mein Bein von der Peitsche und wirft sie neben uns auf den Boden. Nun wird sie mich wahrscheinlich mit irgendeinem geschickten Soldatengriff packen. Doch stattdessen hält sie mir die Hand hin und zieht mich hoch. Erst bin ich verblüfft, aber dann begreife ich, was hinter dieser scheinbar freundlichen Geste steckt: Die Hüterin greift sich den Mittelfinger meiner rechten Hand, biegt ihn unnatürlich weit zurück, dreht mein Handgelenk um und zieht. Ich schreie auf und mache einen Schritt nach vorn, um dem Schmerz zu entkommen.

»Brav«, sagt sie. »Und jetzt geh zurück zur Pforte, dann tut auch nichts mehr weh!«

In dem Moment wird mir bewusst, dass ich verloren habe. Meine Augen füllen sich mit Tränen und ich könnte nicht einmal sagen, ob es an dem Schmerz liegt, den sie mir zufügt, oder an meiner Enttäuschung. Dieses Miststück! Anscheinend gehorche ich ihr nicht schnell genug.

»Ich sagte: Weiter!«, befiehlt sie und überdehnt meinen Finger erneut.

Ich winde mich, versuche mit meiner freien Hand ihren Griff zu lösen, doch sie dreht sie so geschickt, dass ich mich zusammenkrümme wie ein Hund und hinter ihr herziehen lasse.

»Mein Name ist Violett«, informiert sie mich dabei. »Sobald die Prinzessin ihre Mission erfüllt hat, werde ich meine echte Farbe zurückbekommen. Und du, Menschenmädchen, wirst das nicht verhindern!«

»Aber das will ich doch gar nicht!«, kreische ich. »Ganz im Gegenteil, ich will Magenta ebenfalls befreien!«

»Du verstehst wirklich gar nichts! Es geht nicht darum, Magenta zu befreien, denn sie ist gebrochen und funktioniert sowieso nicht mehr.«

»Mentha will sie also wirklich töten?«

Das Grauen, das mich bei dieser Erkenntnis überkommt, lähmt meine Gedanken. Wir haben die Pforte inzwischen fast erreicht. Wenn ich jetzt nichts unternehme, werde ich Keloria gleich verlassen müssen.

Erst wenige Schritte vor dem Tor komme ich wieder zu mir. Meine rechte Hand kann ich nicht einsetzen, meine linke wird von der Hüterin auf Abstand gehalten. Aber immerhin habe ich noch meine Beine! Also hole ich so weit wie möglich aus und trete ihr von hinten in die Kniekehlen. Damit hat sie nicht gerechnet. Ungelenk knickt sie ein und kippt vornüber. Um nicht mit dem Gesicht im Dreck zu landen, lässt sie meinen Finger los und fängt sich ab. Da ist sie – meine zweite Chance! Ich

renne los. Gleichzeitig dringt das feine Klingeln an mein Ohr, das die baldige Schließung der Pforte ankündigt. Das erste von dreien.

Diesmal bin ich klüger als bei meiner ersten Flucht vor Violet. Ich weiß, dass sie mich erneut mit ihrer Peitsche erwischen wird – wenn ich den Speiß nicht schnell umdrehe. Also schnappe ich mir die Waffe, die immer noch am Boden liegt. Sie hat einen harten hölzernen Griff, einen meterlangen Schlag und ganz vorne eine kurze, ausgefranste Schnur.

Während ich mich mit der Peitsche in der Hand umdrehe, hat die Hüterin sich wieder aufgerichtet und kommt auf mich zu. Sie hat die Hände in die Hüften gestemmt und presst wütend die Lippen aufeinander.

»Ich hätte dich sanft aus Keloria hinausgeschubst«, knurrt sie. »Aber du willst ja unbedingt Schmerzen leiden ...«

Jetzt zieht sie tatsächlich ihr Schwert. Was hat sie vor? Augenblicklich packt mich die Angst. Vielleicht sollte ich doch besser aufgeben und mich hinauswerfen lassen! Andererseits bin ich ziemlich sicher, dass Violet nur blufft. Immerhin bin ich das letzte lebende Exemplar eines Indigos, wie meine blauen Arme eindeutig beweisen. Und irgendeine Prophezeiung hat behauptet, diese Farbe würde die Welt retten. Also wird sie mich nicht töten. Das sagt zumindest mein Kopf. Mein Bauch dagegen sendet Stromschläge an meine Knie, verbunden mit dem Befehl, einzuknicken und zu Boden zu sinken.

Mein Kopf siegt. Ich greife die Peitsche fester und schwinge sie über meinem Kopf, wie ich es bei Mentha gesehen habe.

»Pah! Du wirst dich nur selbst verprügeln«, höhnt meine Gegnerin.

Ich habe keine Ahnung, was sie damit meint. Aber Sekunden später weiß ich es. Denn in dem Moment, als ich mit der meterlangen Peitsche

nach ihr schlage, entwickelt die Schnur ein unkontrollierbares Eigenleben und verpasst mir einen Striemen über meinen kompletten Rücken bis hinab zu meinen Beinen. Ich kann ihn unter meiner Kleidung nicht sehen, aber ganz deutlich spüren. Ein schmerzerfülltes Stöhnen entfährt mir. Violett lacht. Ich taumele rückwärts und schwinge die aufsässige Waffe erneut über meinem Kopf.

»Nun gib doch endlich auf!«

»Nein!«, presse ich zwischen den Zähnen hervor.

Da ertönt das zweite Klingeln. Für Violett bedeutet es höchste Alarmstufe. Entsprechend verbissen verfolgt sie ihr Ziel und kommt mit ihrem Schwert auf mich zu. Ich weiß, dass ich keine weitere Chance mehr bekommen werde als diesen einen letzten Versuch. Diesmal schließe ich die Augen, konzentriere mich ganz auf das Gefühl der Peitsche in meiner Hand. Ich versuche mir vorzustellen, sie wäre an mir festgewachsen – ein verlängerter Tentakelarm, der zielsicher zuschlagen und treffen kann. Ohne es bewusst zu steuern, schleudere ich ihn nach vorn. Und siehe da – diesmal bleibt der schmerzhafteste Treffer auf meinem Rücken aus. Dafür höre ich Violett fluchen.

Schnell öffne ich die Augen wieder und sehe, dass mein Tentakelarm das Handgelenk der Hüterin umschlungen hat. Ich reiße daran, woraufhin ihr das Schwert aus der Hand fällt. Der Blick, den sie mir schickt, ist voller Verblüffung und Wut. »Wieso kannst du das?«, stammelt sie.

»Tja, sieht so aus, als wäre ich die geborene Peitschenkämpferin!«

Ich reiße meinen Tentakelarm hoch, um zu verhindern, dass sie sich nach ihrem Schwert bückt. Und da ist es auch schon: das erlösende, dritte Klingeln. Aus dem Augenwinkel heraus nehme ich eine Bewegung an der Pforte wahr – die beiden filigranen Tore beginnen sich zu schließen.

Violett bemerkt es auch. Immer noch mit der Peitschenschnur um ihren Arm stürmt sie auf mich zu. Doch noch ehe sie mich erreicht, ertönt auf einmal ein Kreischen in der Luft. Ein Vogel, etwa so groß wie eine Krähe, aber olivgrün und mit fächerförmig gespreiztem Federschwanz, stürzt sich auf uns herab.

Ehe Violett reagieren kann, graben sich seine spitzen Krallen in die blanke Haut ihres Halses, die weder durch ihr Kettenhemd noch durch die Lederrüstung geschützt ist.

Die Hüterin stößt einen spitzen Schrei aus. Fahrig schlagen ihre Hände nach dem Vogel, der daraufhin wieder in die Lüfte steigt und aus ihrer Reichweite verschwindet. Hinter ihr ertönt das Klicken der Riegel, die Kelorias Pforte verschließen.

Einen Moment lang schauen wir uns beide nur an. Dann beginnen Violetts Muskeln plötzlich zu zucken, ihr ganzer Körper versteift sich, und sie kippt mit weit aufgerissenen Augen wie ein Brett nach hinten. Über mir stößt der seltsame Vogel einen grellen, triumphalen Schrei aus. Ich wende meinen Blick nach oben, unsicher, was nun geschehen wird. Womöglich bin ich als Nächste dran. Und ich habe nicht einmal eine Rüstung, die mich auch nur ansatzweise schützen kann. Es vergehen einige Sekunden, ohne dass etwas passiert. Der Drang, einfach davonzurennen, wird immer stärker in mir. Neben mir liegt Violett, die zwar eindeutig bei Bewusstsein ist, aber keinen einzigen Körperteil mehr bewegen kann, nicht einmal ihre Lippen. Ich kann sie doch nicht einfach so liegen lassen, oder doch? Immerhin wollte sie mich gerade mit ihrem Schwert angreifen!

Ein erneutes Kreischen des Vogels reißt mich aus meiner Lethargie. Er lässt sich jetzt ein Stück tiefer sinken, scheint aber nicht anzugreifen.

Unter wildem Flügelschlagen kommt er immer näher, den starren Blick auf mich gerichtet. Schnell renne ich hinüber zu Violett und löse die Peitschenschnur von ihrem Handgelenk.

»Bleib mir bloß vom Leib!«, rufe ich dem Vogel zu und fuchtele drohend mit meiner neuen Lieblingswaffe herum. Das Tier weiß ja nicht, dass ich bisher nur einen einzigen Zufallstreffer damit gelandet habe.

Der Vogel zeigt sich tatsächlich beeindruckt und bleibt auf Abstand. Sein olivgrünes Gefieder ist an der Brust von dunklen Sprenkeln durchzogen und seine Schwanzfedern sehen aus, als hätte jemand die Spitzen in schwarze Farbe getaucht. Erst jetzt fällt mir seine Ähnlichkeit mit einem Falken auf – vermutlich ist es sogar einer. Ich vergesse immer wieder, dass die Farben in Keloria durch das Fehlen von Magenta ganz anders sind als in der Menschenwelt – unvollständig.

Unsicher gehe ich in die Knie und rüttele Violett an der Schulter. Ich meine, eine winzige Bewegung ihrer Augäpfel wahrzunehmen, doch ihr Körper bleibt nach wie vor starr. Eigentlich ist das gut für mich. So kann ich fliehen, ohne von ihr verfolgt zu werden. Andererseits will ich nicht, dass sie in ihrem Zustand verhungert oder bei der nächsten Pfortenöffnung eine Horde Idioten hereinlässt, die sich dann in Rimrocks verwandeln.

Also warte ich darauf, dass sie wieder blinzelt. Es dauert keine zehn Minuten, bis es so weit ist. Dabei bleibt der kleine Falke die ganze Zeit über unseren Köpfen in der Luft schweben.

»Okay«, informiere ich die Hüterin – falls sie mich überhaupt versteht. »Sieht so aus, als könntest du dich bald wieder rühren. Deshalb haue ich jetzt ab. Mach's gut, Violett. Zum Ausgleich für den umgedrehten Finger nehme ich deine Peitsche mit.«

Sie kann mich hören! Ich erkenne es an dem wütenden Blitzen ihrer Augen. Voller Genugtuung lächele ich sie an und stehe auf. Noch während ich die Peitsche einrolle, flattert der Falke zu mir herab. Etwa einen Meter entfernt bleibt er vor mir in der Luft stehen und schreit. Dann fliegt er etwas nach links und wiederholt den Vorgang. Das Ganze erinnert mich an jede Menge Tierfilme, in denen Hunde Menschen dazu bringen wollen, ihnen zu folgen.

»Alles klar, du willst mir also etwas zeigen«, schlussfolgere ich.

Daraufhin ertönt ein erfreutes Geschrei, als würde der Vogel meine Worte genau verstehen. Er fliegt noch ein Stück weiter in die gleiche Richtung, hält dann inne und wartet, bis ich ihm nachgehe. Ich habe keine Ahnung, warum dieser seltsame olivgrüne Falke so plötzlich aufgetaucht ist, wer ihn geschickt hat und zu welchem Zweck, doch er fliegt genau dorthin, wo ich sowieso hinwollte: nach Westen, durch die Dünen der Schwäche und die Schlucht der Verzweiflung, vorbei an den Sümpfen der Verlockung, hin zu den Regenbogenseen. Und von dort aus weiter ins unbestimmte Nichts, zu der Höhle, in der Key mich gefangen hielt – falls ich sie jemals wiederfinde. Dort, das vermute ich zumindest, wird sich auch Magenta noch aufhalten, die gebrochene rote Farbbewahrerin, ohne die es keine Liebe mehr in unseren Welten gibt. Sie zu retten ist mein Ziel. Ich seufze bei dem Gedanken daran, was geschieht, wenn ich es nicht schaffe. Ciarans unbewegtes Gesicht bei unserem Abschied kommt mir in den Sinn, seine schönen, aber ausdruckslosen türkisfarbenen Augen, in denen immer noch die Tiefgründigkeit des Meeres stand, aber nicht mehr der kleinste Funken von Zuneigung. Mein Herz krampft sich bei der Erinnerung schmerzhaft zusammen. Und ebenso wenig kann ich zulassen, dass er und Mentha ihr Vorhaben verwirklichen und Magenta

einfach umbringen, selbst wenn dadurch irgendwo in Keloria eine neue Farbbewahrerin erwachen würde. Das ist einfach barbarisch!

Niemals werde ich den Moment vergessen, als Keys schwarzer Gehilfe Magenta aus ihrem Verlies holte und davontrug. Wie sie über seiner Schulter hing und mir ihre letzte Botschaft zuflüsterte, mit zitternder Stimme und endloser Panik in ihrem Blick.

»Rette mich, Jessi! Rette die Liebe!«

Sie wusste schon damals, dass sie Keys Folter nicht mehr lange ertragen würde. Und nun ruht ihre ganze Hoffnung auf mir, einem einfachen Mädchen, das halb Mensch und halb Kelorianerin ist und außer seiner seltenen Indigo-Farbe keine Talente vorweisen kann. Ich habe keine Ahnung, wie ich das anstellen soll, aber ich muss Magenta befreien und wieder aufpäppeln.

Entschlossen marschiere ich los, folge dem Falken, der aufgeregt rufend vor mir herfliegt.

\*\*\*

Es ist eine schweigsame Wanderung. Genau wie mit Ciaran vor wenigen Tagen durchquere ich die menschenleere Wüste, stille meinen Hunger und meinen Durst an dem Kaktus mit den Sorpresa-Früchten und verbringe die Nacht in der Oase, wo wir das Einhorn Tarka mit seiner Rimrock-Verletzung gefunden haben. Niemand begegnet mir, niemand hält mich auf. Und doch sinkt mein Mut von Stunde zu Stunde. Ich vermisse Ciarans Nähe und die Wärme des Einhorns, wünsche mir, ich könnte wieder unter dem dicken Mantel an Tarka gelehnt schlafen, doch stattdessen friere ich mich fast zu Tode. Warum habe ich nicht daran

gedacht, einen Schlafsack für die Nacht mitzunehmen? Und am besten auch das Mittelalterkleid meiner Mutter, das wesentlich besser nach Keloria gepasst hätte als meine Jeans, das T-Shirt und die Outdoorjacke. Wieder einmal verfluche ich mich für meine fehlende Weitsicht. Ich war schon immer gut darin, spontane Entscheidungen zu treffen. Aber wie so viele andere war auch dieser Plan nicht besonders gut durchdacht.

Zitternd rolle ich mich unter einem Strauch mit zitronengelb leuchtenden Blüten zusammen und betrachte den Falken, der auf einem Baum hockt und mich mit seinem starren Blick zu durchbohren scheint. Wer ihn wohl zu mir geschickt hat?

»Hast du ein Herrchen, Vogel?«, frage ich ihn.

Zu meiner Überraschung bewegt er daraufhin seinen Kopf hin und her.

»War das ein Nein?«

Wieder eine Bewegung, diesmal von oben nach unten. Irritiert fahre ich hoch. »Du kannst verstehen, was ich sage?«

Er nickt erneut. Puh, ist das gruselig! Ich weiß nicht, ob ich diese Entdeckung gut oder schlecht finden soll. Meine Erfahrung mit kommunizierenden Vögeln hält sich bisher in Grenzen.

Ich stehe auf und gehe zu dem Baum hinüber. Im Abstand von zwei oder drei Metern über mir sitzt der Falke und beobachtet mich. Ich mache das Gleiche bei ihm, doch bis auf seine seltsame Färbung kann ich nichts erkennen, was ihn von seinen normalen Artgenossen unterscheidet.

»Bist du so etwas wie der Froschkönig?«

Keine Reaktion, nur ein starrer Blick. Ich vergesse immer wieder, dass niemand in Keloria meine Märchen kennt.

»Ein verzauberter Prinz oder so?«, verbessere ich mich.

Kopf nach rechts, Kopf nach links – also Nein.

»Einfach ein Vogel, der zufällig die Menschensprache versteht?«

Nein.

»Und auch kein Auftragsmörder, den Key hierhergeschickt hat?«

Nein.

»Hast du überhaupt etwas mit dem schwarzen Farbbewahrer zu tun?«

Es folgt ein weiteres Nein, diesmal vehementer als zuvor. Das beruhigt mich etwas. Solange der Vogel nicht vom Fürsten der Dunkelheit persönlich kommt, soll es mir recht sein, dass er mir folgt – oder ich ihm, wie auch immer man das sehen mag. Mir kommt der Gedanke, dass er vielleicht mit Mentha oder Ciaran in Verbindung steht, doch die entsprechende Frage verneint er ebenfalls. Erst als ich ihn nach Magenta frage, wird er wieder lebhafter.

»Du kennst sie also? Willst du, dass ich sie rette?«

Aufgeregtes Flügelschlagen zeigt mir, dass ich jetzt auf der richtigen Spur bin. Leider finde ich weder heraus, in welcher Beziehung dieser Vogel zu der roten Farbbewahrerin steht, noch, wie er mich ausfindig machen konnte.

Irgendwann gebe ich es auf und lege mich schlafen. Mein Blick wandert hinauf zu den beiden erloschenen Monden, die Kelorias Nächte so kühl und schwermütig machen. Das ganze Land scheint in dieser Trostlosigkeit versunken zu sein. Passend dazu taumelt eine einzelne Schneeflocke aus dem Nachthimmel zu mir herab und landet auf meinem Gesicht. Ich spüre, wie sie sich in Wasser verwandelt und, einer Träne gleich, von meiner Wange tropft.

*Ciaran, wo bist du? Denkst du noch manchmal an mich? Ist dein Herz dabei so kalt wie diese Nacht?*

Es dauert lange, bis ich endlich wegdämmere, in meine Jacke vergraben und vor Kälte schlotternd. Die Zeit bis zum nächsten Morgen wird zu einer Ewigkeit. Ständig wache ich auf und wenn ich endlich wieder eingeschlafen bin, werde ich von zahlreichen Albträumen heimgesucht. Rimrocks treiben darin ihr Unwesen und ein schauerhaft lachender Key taucht alles Leben in tiefste Finsternis.

Selbst den schwachen Strahlen der aufgehenden Sonne gelingt es nicht, meine zu Eis gefrorenen Knochen wieder aufzutauen. Mit steifen Bewegungen hieve ich mich hoch und gehe zum Teich, um mir wenigstens etwas Wasser ins Gesicht zu spritzen. Dabei sehe ich meinen Atem als weißes Wölkchen vor mir in der Luft. Kann es sein, dass der Winter gerade über Keloria hereinbricht? Einfach so, von heute auf morgen?

Ich wasche mich in dem Teich, auf dessen Oberfläche sich bereits eine dünne Eisschicht gebildet hat. Mein Frühstück besteht aus verschrumpelten Beeren von einem Strauch in der Nähe, den mein gefiederter Begleiter mir zeigt. Danach brechen wir wieder auf, verlassen die Wüste und erreichen am Nachmittag endlich die Schlucht der Verzweiflung. Kalte graue Nebelschwaden hüllen mich ein, wo mir vom Laufen doch eben erst ein wenig warm geworden war. Ich bleibe stehen und fröstele. Bei meinem Anblick stößt der Falke zu mir herab und lässt einen auffordernden Schrei hören.

»Ist ja gut«, murmele ich und füge mich in mein Schicksal.

Ich habe die Schlucht kaum betreten, da ergießt auch schon die erste Wolke ihre Tränen über mich. Kummer und Verzweiflung gesellen sich zu mir wie unsichtbare Begleiter auf diesem steinigen Weg. Es fühlt sich seltsam vertraut an, sie bei mir zu haben, ihren kalten Atem in meinem Nacken zu spüren und ihre unsichtbaren, knöchigen Arme auf meinen

Schultern. Schritt für Schritt kämpfe ich mich durch die enge Schlucht, halte die Dolchstiche aus, die die Hoffnungslosigkeit mir in die Brust jagt, und die Magenhiebe, die die Aussichtslosigkeit mir versetzt. Zu beiden Seiten ragen steil die Felswände empor, doch nirgendwo finde ich die Steinwesen, die mir bei meinem letzten Besuch hier begegnet sind. Weder bewegt sich das Geröll rechts und links des Weges noch schält sich eine überdimensionale Gestalt aus den Felsen heraus. Alles ist ruhig, bis auf das stete Prasseln der Tränen.

Dann, kurz vor dem Ende der Schlucht, sehe ich sie doch: eine ganze Gruppe von Steinwesen, eines hinter dem anderen. Sie sehen aus, als wären sie zu einer gemeinsamen Wanderung aufgebrochen, dann jedoch mitten in der Bewegung erstarrt. Geschockt und beeindruckt zugleich umrunde ich sie, laufe zwischen ihren massiven Beinen hindurch und sehe mir jedes einzelne von ihnen genau an. Ich klopfe gegen ihre Waden, trete ihnen auf die Zehen, aber nichts geschieht. Da ist keine Spur von Leben in ihnen. Wurden etwa auch sie gelähmt, ähnlich wie Violett?

Misstrauisch blicke ich zu meinem fliegenden Begleiter hinauf, doch beim Anblick des Falken verwerfe ich den Gedanken gleich wieder. Er ist viel zu klein und die Steinwesen sind viel zu hart, als dass seine Krallen ihnen etwas hätten anhaben können.

Kurz vor dem Ausgang der Schlucht finde ich schließlich ein einzelnes Steinwesen, dessen Kieselaugen noch meinen Bewegungen folgen. Ängstlich und mit dem Pessimismus der Verzweiflung auf meinen Schultern stelle ich mich direkt vor den Riesen, damit er mich besser sehen kann.

»Was ist hier passiert?«, schreie ich zu ihm hinauf.

Eine ganze Weile kommt keine Antwort. Dann ertönt ein Knirschen und Krachen, und die steinernen Lippen des Wesens öffnen sich wie in Zeitlupe. Ein tiefes Grollen dringt aus seinem Rachen:

»Versteeeeeiiiiineert!«

»Versteinert?« Ich runzele die Stirn. »Aber ihr seid doch sowieso aus Stein!«

Ächzend, wie unter größter Anstrengung, spricht der Riese erneut. Dieses Mal dauert es noch länger, bis er das Wort hervorbringt:

»Seeeeeelen!«

Ich brauche einen Moment, um zu verstehen, was er damit meint. Doch dann bricht die Erkenntnis schlagartig über mich herein: Die Körper dieser Wesen waren seit jeher aus Granit. Aber ihr Innerstes, das, was sie wirklich ausgemacht hat, ist immer weich gewesen. So zart und fein und voller Liebe, dass es Berge versetzt und Steine bewegt hat. Doch diese Zeit ist nun vorbei. Die Tränen der Verzweiflung, die nach wie vor aus den dunklen Wolken herabstürzen, passen genau zu dem Bild des Jammers, das der fast gänzlich versteinerte Riese vor mir abgibt.

»Ihr konntet sie nicht ertragen, habe ich recht? Die Abwesenheit der Liebe?«, flüstere ich.

Es könnte ein Nicken sein, woran das Steinwesen sich nun versucht. Vielleicht ist es aber auch nur ein letztes Zucken, ein Aufbäumen seiner sterbenden Seele. Doch dann, in einem letzten gewaltigen Kraftakt, öffnet es noch einmal seinen Mund und stöhnt. Leise wie ein Hauch dringt sein letztes Wort an meine Ohren: »Einhoooooo...!« Mittendrin verstummt es. Der Blick seiner Kieselaugen bricht und sein Gesicht erstarrt. Sein Mund ist immer noch geöffnet, kreisrund, eine kleine Höhle im Felsen – nichts weiter. Seine Seele ist eingefroren, genau wie die seiner Brüder und

Schwestern ringsum. Ich weiß nicht, ob das Salz auf meinen Lippen von meinen eigenen Tränen herrührt oder von dem schrecklichen Regen in dieser Schlucht.

Erst der durchdringende Ruf des Falken reißt mich aus meinen Gedanken. Wie ein Mahnmal schwebt er über mir und erinnert mich daran, dass ich selbst nicht versteinert bin, dass ich noch lebe und eine Aufgabe habe.

Mühsam schleppe ich mich voran und erreiche schließlich das Ende der Schlucht. Bevor ich durch die Wolkenbank trete, die mich hinausführen und meine unsichtbaren düsteren Begleiter von mir abstreifen wird, drehe ich mich noch einmal um. Immer noch steht das regungslose Steinwesen dort in vorderster Front, mit aufgerissenem Mund. Genau in diesem Moment landet ein kleiner lindgrüner Vogel darin und tschilpt fröhlich in meine Richtung. Wie hat Ciaran einmal gesagt? *Die Hoffnung stirbt zuletzt!*

Vielleicht hatte er ja recht. Jetzt muss ich die Verzweiflung endgültig hinter mir lassen und nach vorn blicken. Ich weiß, was mich als Nächstes erwartet: die Sümpfe der Verlockung. Wie Verlockung ohne Liebe aussieht, mag ich mir gar nicht vorstellen. Nicht nach all dem, was ich bisher von Keloria gesehen habe.

# HÖLLENSCHWARZ WIE EINE GEBROCHENE SEELE



## **CIARAN**

Als die ersten Schneeflocken aus den düstergrauen Wolken fallen, die uns nun schon den ganzen Tag begleiten, sind wir beinahe bei den Regenbogenseen angekommen. Eben haben wir die unterirdischen Ströme der Selbstlosigkeit hinter uns gelassen, die uns Mentha als den schnellsten Weg zurück zu den Regenbogenseen genannt hat, da uns die nötigen Reittiere fehlen. Ich war erleichtert, als die Ströme beim Einstieg unser Anliegen akzeptierten. Selbst sie schienen zu erkennen, dass wir den einzig richtigen Weg gewählt haben, um unser Land, unsere Farben, unser Keloria zu retten.

Umso entschlossener setzen wir nun unseren Weg fort. Wir müssen Magenta befreien – und sie töten. Nur so lässt sich der Farbfluss, die gesamte Gefühlspalette von Keloria wiederherstellen.

Ich bemerke bei jedem Schritt, dass Magenta fehlt. Überall, wo ich hinsehe, erkenne ich lediglich Farbmischungen aus Yellow, Key und meinem Cyan, sie wirken wie ein Schatten ihrer selbst, ein Abglanz von dem, was sie früher einmal waren. Ich habe vergessen, wie fade eine Welt ohne Magenta sein kann.

Je länger wir durch diese Ödnis des verblassten Keloria wandern, desto kälter wird es um uns herum. Zunächst sind es nur vereinzelt Schneeflocken, die den Weg zu uns herab finden. Doch bald setzt ein stetiger, monotoner Schneefall ein, der mir in Erinnerung ruft, dass diesem Land mit Magenta nicht nur ihre Farbe, sondern auch ihre Wärme genommen wurde. Nicht nur wir Bewohner sind gefühlskalt geworden, nein, das Land selbst ist es ebenfalls.

Außer der Kälte umfängt uns auch eine erdrückende Stille – wäre da nicht das fortwährende unnütze Gebrabbel von Yellow.

»Ich finde ja, ohne Magenta kommt das Gelb in unserer Welt viel mehr zur Geltung. Die Rottöne waren immer so massiv und dominant. Jetzt erkennt man das fröhliche Gelb viel besser. Findet ihr nicht auch? Mir fehlt Magenta im Grunde gar nicht. Was sagst du denn dazu, Azur?«

Auffordernd stößt sie ihn gegen die Schulter, wie man es bei einem alten Bekannten tut – und nicht wie bei einem Liebhaber, der er eigentlich für sie ist. Obwohl mich das Fehlen von Magenta bei mir nicht besonders stört, bei Yellow nervt es mich regelrecht. Ihre Oberflächlichkeit und dauerfröhliche Art ist ohne Liebe kaum auszuhalten und stößt sich nun umso mehr an meiner naturgegebenen Ruhe. Ich wünschte, wir hätten sie wie den Farbenmischer Toru zurücklassen können. Doch Mentha war der Meinung gewesen, alle verbliebenen – nicht schwarzen – Farbbewahrer müssten nun besser zusammenbleiben, und niemand hatte ihre Autorität infrage gestellt. Schließlich ist sie die Prinzessin von Keloria.

Azur lässt ein zustimmendes Brummen verlauten. Selbst er scheint seiner Gefährtin ein wenig überdrüssig. Nach wie vor meide ich seinen Blick. Ich brauche keine Magenta, keine Liebe, keine Wärme in meinem Leben, um mich daran zu erinnern, was er getan hat. Im Gegenteil. Ich

habe sogar das Gefühl, die Dinge nun viel klarer erkennen zu können. Er ist für den Tod meiner Schwester Gara verantwortlich. Und dafür wird er büßen!

Doch ich komme nicht dazu, genauer darüber nachzudenken, denn in dem Moment bleibt Mentha abrupt stehen und stemmt die Hände in die Seiten.

»Bei allen Farben Kelorias! Das hätte ich nie gedacht!«

Ich muss nicht lange überlegen, was sie damit meint. Die Szenerie vor unseren Augen spricht für sich. Wir haben gerade den letzten Hügel hinter uns gelassen und vor uns erstrecken sich die Regenbogenseen. Der Ort, der einst der schönste in ganz Keloria war, liegt nun verlassen und zerstört da. Die kleineren Regenbogenseen sind zugefroren, und selbst der größte von ihnen ist fast vollständig von einer Eisschicht überzogen. Der große Wasserfall ist zu einem kleinen Rinnsal verkommen, und was das Schlimmste ist: Die Regenbögen selbst sind zerstört. Kleine verblasste Reste zieren die vereisten Seen wie verwelkte Blätter den herbstlichen Waldboden. Nur dass es hier im nächsten Frühling kein Erwachen mehr geben wird. Ich kann meinen Blick kaum davon losreißen. Es ist ein trostloser und faszinierender Anblick zugleich. Nie hätte ich geahnt, dass Regenbögen auf diese Weise zerbrechen können.

Von der Einhornherde, die sich normalerweise hier aufhält, fehlt jede Spur. Tarka tritt traurig blubbernd ans Ufer, er ist sichtlich enttäuscht, dass seine Artgenossen verschwunden sind.

»Aber wie ist das möglich?«, meldet sich nun Azur zu Wort. »Ich dachte immer, die Regenbogenseen wären nicht von den Farbbewahrern abhängig.«

»Da lagst du wohl falsch«, sagt Yellow schulterzuckend.

Erst Mentha macht uns die Tragweite dessen bewusst, was wir hier vorfinden.

»Ohne Magenta scheinen die Regenbögen ihren Zusammenhalt verloren zu haben.« Sie geht bis ans Ufer des nächstgelegenen Sees und berührt zaghaft die vereiste Oberfläche. Beinahe zärtlich nimmt sie ein daumengroßes Stück eines zerstörten zerbrochenen Regenbogens auf ihre Handfläche wie die Scherbe eines zerbrochenen Tonkrugs.

»Und seht ihr das?« Fast schon drohend streckt sie uns ihre Hand entgegen. »Die Farben verblassen. Sehr langsam, wie es scheint. Aber sie verlieren an Intensität.«

»Ist das gefährlich?«, fragt Yellow so naiv, dass sich selbst Azur ein Augenrollen nicht verkneifen kann.

»Ich nehme an«, die Beunruhigung ist Mentha an ihrer Stimme anzuhören, »dass sich dieses Phänomen von hier aus auf ganz Keloria ausweiten wird.«

Azur zieht die Luft scharf ein, während Yellow ein verständnisloses »Und wie kriegen wir Keloria dann wieder bunt?« entfährt.

Daraufhin verliert Azur endgültig die Geduld.

»Kannst du dich nicht endlich mal zusammenreißen und dein vorlautes Mundwerk halten?«, fährt er sie barsch an,

woraufhin sie nur ungerührt, beinahe belustigt die Augenbrauen hebt.

»Das sagt der Richtige.« Die Worte sind draußen, ehe ich sie bewusst gedacht habe. Als hätten sie auf meiner Zunge gelegen, um nur auf diese Gelegenheit zu warten.

»Was soll das schon wieder heißen?« Azur ist sichtlich gereizt. Seine blauen Augen, so unergründlich wie ein Ozean, blitzen mich wütend an.

»Im Zusammenreißen bist du ja besonders gut«, zische ich ihn an.  
»Wenn du es damals getan hättest und nicht deinem egoistischen Drang gefolgt wärst, in die Menschenwelt zu gehen, dann würde Gara jetzt noch leben.«

»Fängst du schon wieder damit an? Ist diese Schuld nicht langsam verjährt?«, sagt er herablassend und schüttelt dabei den Kopf, als würde ich mich nur über ein verlorenes Spielzeug ärgern.

»Verjährt?« Unwillkürlich ballte ich meine Hände zu Fäusten. Die Rachegefühle, die in mir auflodern wie die heiße Wasserfontäne eines Geysirs, sind so heftig, dass sie mir die Luft zum Atmen nehmen. Ohne darüber nachzudenken, greife ich mein Schwert und presse es gegen Azurs Hals. Mit schockgeweiteten Augen packt er mein Handgelenk, doch meine Wut macht mich stärker als ihn.

»Garas Tod wird niemals verjähren«, fauche ich ihm ins Gesicht. »Und ich werde nicht eher Ruhe geben, bis dich das gleiche Schicksal ereilt wie sie – am besten gleich hier.«

Ich drücke mein Schwert fester auf seine Haut. Erste Blutstropfen rinnen seinen Hals hinab und das verschafft mir eine seltsame Genugtuung. Als könnte das Blut, das er vergießt, mir meinen allgegenwärtigen Schmerz nehmen.

»Dann tu es endlich! Bereite meinem jämmerlichen Dasein ein Ende und lebe den Rest deines Lebens mit der Schuld, deiner Freundin den Vater genommen zu haben. Wie hieß sie noch gleich?« Um mich zu provozieren, tut er so, als müsste er tatsächlich überlegen. »Ach ja, Jessi.«  
Jessi.

Ich hatte ihren Namen in den letzten Stunden aus meinem Kopf verbannt. Doch plötzlich scheint in meine Gedanken nichts anderes mehr

hineinzupassen. Nur noch Jessi, Jessi, Jessi. Ein ganzer Kopf voller Jessi. Ein Gefühl, als würde allein ihr Name jeden weiteren Gedanken in mir zerquetschen.

Die Liebe zu ihr wurde mir mit dem Zerbrechen Magentas genommen, die Erinnerung jedoch ist geblieben. Ihr Name ruft im Bruchteil einer Sekunde so viele Bilder von ihr in mir hervor, dass mir ganz schwindelig wird und die Gegenwart vor meinen Augen zu verschwimmen scheint. Mit aller Macht hatte ich jeglichen Gedanken an sie verdrängt. Denn auch wenn ich keinerlei Liebe für sie empfinde, so macht sie doch etwas mit mir, das ich nicht spüren möchte. Als ob sie mir jegliche Luft zum Atmen nehmen würde. Ich schiebe es darauf, dass sie dieselbe Farbe hat, die auch Gara hatte – Indigo.

Doch nicht nur in mir scheint ihr Name etwas ausgelöst zu haben. Auch Tarka überkommt eine gewaltige Unruhe. Nervös trippelt das Einhorn zwischen uns hin und her, als würde es etwas wittern. Bis es sich schließlich mit einem entschlossenen Wiehern majestätisch auf seine Hinterbeine erhebt. Einen Atemzug lang verweilt Tarka so, alle Blicke sind auf ihn gerichtet. Dann galoppiert er so schnell davon, wie es nur Einhörner können. Verblüfft starre ich ihm hinterher.

Diesen Moment meiner Unaufmerksamkeit nutzt Mentha. Mit einem präzisen Tritt schlägt sie mir die Waffe aus der Hand und reißt mir den Arm so heftig auf den Rücken, dass es mich umwirft. Im nächsten Augenblick finde ich mich bäuchlings auf dem Boden wieder, eine gereizte Mentha über mir. Ich spüre einen stechenden Schmerz in meiner Schulter.

»Reiß dich zusammen, Cyan!«

Es ist keine Bitte. Vielmehr spricht aus ihren Worten ihre naturgegebene königliche Autorität, der niemand etwas entgegenzusetzen